



Sunita und Ich

Als Korrespondent in Indien gewöhnte ich mich rasch ans Bedientwerden. Meine Haushälterin Sunita putzt, wäscht, kocht, räumt meine Tassen weg. Aber wer ist diese Frau?

Von Andreas Babst, NZZ Folio 3.1.2024

Kurz vor dem Ziel, als die Wellblechdächer des Dorfes schon sichtbar sind, dreht sich Sunita zu mir um, sie sagt: «Jetzt sind wir ganz nahe am Himmel.» Eine Stunde sind wir den Steilhang hochgekraxelt, durch den Dschungel, die Blumen blühen rosarot und orange hier oben auf 2000 Metern in den nepalesischen Bergen. Sunita marschiert voran, ich blicke auf die kleine Frau mit dem grossen Rucksack vor mir, wie unwirklich das alles ist: wir zwei, hoch in den Bergen, und wie uns das Leben zusammengewürfelt hat.

Sunita ist meine Haushälterin. Sie wäscht, putzt und kocht für mich. Wir beide leben in der indischen Hauptstadt Delhi. Ich habe Sunita in den vergangenen Jahren mehr gesehen als meine Eltern, Geschwister, meine Freunde.

Und doch wusste ich kaum etwas über diese Frau, die ich fast täglich um mich hatte, zu oft nahm ich einfach hin, dass sie da war. Wer ist eigentlich Sunita? Ich habe diese Frage lange vermieden, denn ich ahnte, dass die Antwort die Membran zwischen Sunita und mir zerstören würde, den Schutzfilm aus Unwissen, der es einfacher macht, bedient zu werden, weil er nicht nur vor zu viel Nähe schützt, sondern auch vor der Verantwortung und den Erwartungen, die sich daraus ergeben. Mit diesem Schutzfilm lässt sich die Ungerechtigkeit besser ertragen.

Es ist jetzt mehr als ein Jahr her, seit ich mich entschloss, die Frage doch zu stellen. In den vergangenen Monaten habe ich mit Sunita lange Gespräche geführt, ich habe sie immer wieder besucht, durfte mit ihr Familienfeste verbringen und in ihre Heimat reisen. Dies ist ihre Geschichte und ein bisschen auch unsere gemeinsame.

Sunita

Vor drei Jahren, es war kurz vor Weihnachten, trat Sunita durch meine Haustür und in mein Leben. Ich war im Oktober 2020 mit zwei Koffern nach Delhi in eine viel zu grosse, leere Wohnung gezogen. Eine frühere Korrespondentin hatte mir erzählt, in Indien sei es selbstverständlich, eine Bedienstete zu beschäftigen. Sie gab mir die Nummer ihrer ehemaligen Haushälterin. Als ich sie anrief, sagte sie ab, sie habe schon einen Job. Aber sie sagte auch, ihre Schwester Sunita suche gerade Arbeit.

An diesem Tag kurz vor Weihnachten standen Sunita und ich etwas verloren in einem kalten Raum, der vielleicht einmal das Wohnzimmer werden sollte. Sie stellte sich vor: Sunita, ohne Nachnamen. Wir beschlossen, es miteinander zu versuchen. Ich hatte noch nicht einmal einen Esstisch, aber schon eine Haushälterin.

In Indien gibt es zwei Arten von Menschen: jene, die bedienen, und jene, die sich bedienen lassen. Sunita hat mir ihre Rolle später so erklärt: Wenn du als Haushälterin anfängst, musst du dich langsam vortasten. Darfst du alles anfassen? Wird der neue Chef wütend, wenn du die Papiere auf dem Tisch verschiebst? Es ist ein komplizierter Tanz mit einem fremden Partner. Ich glaubte lange, ich führe, aber natürlich wurde ich geführt. Ich wusste nicht einmal, wo ich in dieser Stadt einen Besen herbekomme. Irgendwann haben wir unseren Rhythmus gefunden. Es war ein recht steifer Tanz mit einer Armlänge Abstand. Ich blieb freundlich, meistens hoffentlich, aber distanziert. Ich glaubte, so mache man das als Chef.

Mir war das alles unangenehm. Ich wusch meine Kaffeetasse weiter selber ab. Aber man gewöhnt sich schnell daran, bedient zu werden. In meiner Anfangszeit in Delhi fielen sie mir noch auf: die jungen nepalesischen Nannys, die mit indischen Kindern im Restaurant an einem Nebentisch sassen, während die Eltern ein entspanntes Nachtessen am Haupttisch genossen. Irgendwann ignorierte ich sie, das ist einfacher, und dann liess auch ich die Kaffeetasse ganz selbstverständlich auf dem Bürotisch stehen, weil irgendwann wird sie schon weggeräumt.

Fast ein Jahr blieben Sunita und ich auf Distanz. Dann kam meine Schwester aus der Schweiz zu Besuch. Sie brachte ihren drei Monate alten Sohn mit, meinen Göttibuben. Sunita und ich lernten ihn gleichzeitig kennen. Sie hielt das Baby viel

selbstverständlicher in den Armen als ich. Diese paar Tage haben etwas verändert, langsam entstand eine Nähe zwischen uns. Sunita kannte jetzt meine Familie. Später reisten auch meine Mutter und mein Vater nach Indien. Vielleicht war ich plötzlich weicher. Ich habe in dieser Zeit auch eine Frau kennengelernt, die meine Freundin wurde. Sunita mochte sie.

Sunita und ich kochten nun manchmal zusammen. Sie zeigte mir, wie man Chapatis, die flachen Brote, kreisrund auswallt, und lächelte milde, weil meine immer irgendwie verzogen waren. Ihre sind nicht nur rund, sondern auch luftig wie kleine Wolken.

Sunitas Englisch ist gebrochen. Sie spricht Hindi, die Alltagssprache auf den Strassen Delhis, Nepalesisch, die Sprache ihres Heimatlandes, und Tamang, die Sprache in ihrem Dorf in Nepal, zudem ein bisschen Arabisch. Ich spreche Englisch und ein paar Brocken Hindi. Wir verstehen uns nicht immer. Sunita gestand mir einmal, dass sie dann einfach auf meine Stirn schaut, bis ich aufhöre zu reden.

Irgendwann fragte mich Sunita, ob ich sie bei ihr daheim besuchen wolle, es war ein erster Schritt in ihr Leben, sie wohnte damals mit ihrem Mann in einem Zimmer im Süden Delhis. Wir entwickelten unseren eigenen Wortschatz, die Wörter Alkohol, Medikamente und Rattengift nennen wir alle: «Medicine». Vor einem Jahr fragte ich Sunita dann, ob ich ihre Geschichte aufschreiben dürfe. Ich war nervös. Ich wollte nicht, dass sie einwilligt, nur weil ich ihren Lohn bezahle. Eine Freundin aus Nepal übersetzte zwischen Sunita und mir. Wir redeten so lange wie noch nie – die Sprachbarriere war weg. Sie sagte: «Wenn ich schreiben könnte, würde ich mein Leben selber aufschreiben.»

Kanchi

Sunita wurde in einem Bergdorf in Nepal geboren, an das sie sich nicht erinnert, ihre Eltern starben, als sie ein Baby war. Der Vater starb zuerst, Sunita weiss nicht, woran. Die Mutter nahm ihre vier Mädchen mit in ihr Heimatdorf, ebenfalls in den Bergen, arm und abgeschieden, solche Dörfer sprenkeln die zerklüftete Landschaft Nepals. Die Mutter starb dort zwei Wochen später. Die Verwandten teilten die Mädchen



nach dem Tod der Mutter auf: eines kam zu einer Tante am Fuss des Berges, drei blieben bei den Onkeln und den Grosseltern. «Beide Onkel hatten je neun Kinder. Da waren schon achtzehn Kinder, wir drei kamen dazu. Sie empfanden mich als Last», erzählt Sunita. Sie habe als Kind nur wenig Liebe erfahren. Die Grossmutter habe auf sie aufgepasst. Aber wenn die weg war, schlugen die anderen Kinder sie. Zur Schule ging sie nicht.

«Als ich elf war, arrangierten meine Onkel eine Ehe mit einem Verwandten. Mit zwölf heiratete ich. Er war neun Jahre älter. Mit vierzehn brachte ich meinen ersten Sohn zur Welt, mit sechzehn meinen zweiten. Mein Mann hat mich geschlagen. Seine Familie hat sich nicht um mich gekümmert, weder vor noch nach den Geburten.» Sunita lebte mit ihrem Mann wieder in einem anderen Dorf, einen Tagesmarsch entfernt von der Grossmutter, Besuche waren schwierig.

Sunita sagt, sie habe ihre Kinder alleine in einer Scheune zur Welt gebracht. Das erste Kind starb einen Tag nach der Geburt. «Ich weiss nicht, wieso, vielleicht war ich zu jung», sagt Sunita. Ihr zweiter Sohn lebte wohl nur wenige Stunden: «Ich hatte gehört, man müsse das Baby nach der Geburt waschen. Vielleicht habe ich zu viel Wasser benutzt, vielleicht ist er deshalb gestorben, vielleicht konnte er nicht atmen. Ich war alleine. Ich weiss nicht, wann er starb, vielleicht nach einer Stunde? Vielleicht später? Irgendwann kam jemand in die Scheune, um zu sehen, wieso alles so lange dauert. Erst dann realisierte ich, dass das Kind tot war. Es herrschte Monsun. Es war kalt.»

Einmal wanderte Sunita an eine Klippe, «ich dachte darüber nach, hinunterzufallen. Aber ich sprang nicht. Ich sagte mir damals: Ich kann auch ein Leben haben.» Mit 18 holte ihre Grossmutter sie nach Hause. Ihr Mann hatte sie an einer Beerdigung vor der ganzen Familie mit einem Messer angegriffen. Eine Tante sagte ihr, wenn er dich angreift, schlag zurück. Sie zog ihm ein Holzscheit über den Kopf.

Sunita sagt: «Wenn ich all das erzähle, möchte ich weinen. Aber ich glaube trotz allem: Ich bin eine starke Frau.»

Ich bin in der Luzerner Agglomeration aufgewachsen. Mit zwölf wollte ich aufs Gymnasium, weil das meine älteren Geschwister so gemacht hatten. Mit 14 verbrachte ich meine Pausen in der Schulbibliothek und las Comics. Mit 16 verzweifelten meine Eltern, weil es mir an schulischem, sportlichem und musikalischem Ehrgeiz fehlte. Mit 18 wurde ich in ein Erwachsenenleben entlassen, das voller Möglichkeiten steckte. Ich bin heute 33, Sunita ist 51. Vielleicht ist die banalste aller Erkenntnisse unserer Gespräche: Es ist schlicht Zufall, in welches Leben man geboren wird.

In den 1990er Jahren, kurz nach der Trennung von ihrem Ehemann, kam Sunita zum ersten Mal nach Delhi. Im Dorf ihrer Grossmutter gab es kaum Möglichkeiten, Geld zu verdienen, und eine ihrer Schwestern lebte schon im Nachbarland Indien. Sunita arbeitete als Haushälterin für einen Monatslohn von 200 Rupien, heute wären das 2 Franken. Es war der Beginn einer jahrelangen Reise durch die Haushalte der Hauptstadt. Sunita war schüchtern, «ich hatte damals Angst vor Fremden». Manchmal hielt sie eine Arbeit nur für ein paar Monate aus, manchmal blieb sie länger. Sie lebte in Bedienstetenzimmern, bei Verwandten, und sie entdeckte etwas, das die harte Arbeit erträglicher machte: «Ich habe in dieser Zeit kochen gelernt. Es hat mich fasziniert. Ich wollte nichts anderes mehr machen. Mein Kopf war so klar, ich musste nur einmal beobachten, wie ein Rezept funktioniert, dann konnte ich es nachkochen.» Sunita kennt all die Rezepte noch immer. Ihr Butter-Chicken ist das beste weit und breit, ihre Momos müsste man verkaufen, und ihre Suppen sind scharf und fettig, sie wärmen stundenlang.

Sunita heisst eigentlich nicht Sunita. Es dauerte fast drei Jahre, bis ich das erfuhr, sie erklärte es mir beiläufig an einem Nachmittag. Sunita heisst eigentlich Kanchi. Kanchi bedeutet in Nepal «die Kleinste». Sunita war der Name, den sie von einem ihrer ersten Arbeitgeber in Delhi erhalten hatte – Kanchi fand die Familie zu sperrig. Ich fragte Sunita, ob ihr der Name Sunita überhaupt gefalle oder ob ich sie lieber Kanchi nennen sollte. Sie antwortete: «Es ist nicht so wichtig, ob ich meinen Namen mag oder nicht.»

Sunita nennt mich Sir, meine Freundin nennt sie Madam.

Während der 90er Jahre in Delhi passierte mit Sunita etwas. Sie beschreibt es so: «Ich wurde selbstbewusster. Ich begeisterte mich für neue Dinge. Ich hatte den Traum, mit dem Flugzeug zu fliegen. Ich wollte goldene Ohrringe tragen.» Bisher schien ihr das Leben einfach so passiert zu sein. Jetzt hatte sie einen Plan.

1999 erhielt Sunita ein Visum für Saudiarabien, ein Land, in dem es mehr Geld zu verdienen gab als in Indien. «Ich arbeitete für eine elfköpfige saudische Familie. Es war sehr hart, ich putzte, wusch, kümmerte mich um die Kinder. Ich habe zwei Stunden pro Nacht geschlafen. Ich hatte nie frei. Die Haut an meinen Händen und Füßen riss auf.» Zweieinhalb Jahre arbeitete sie so. Dann habe sie die Familie am Flughafen in Riad abgeliefert. Sie schuldete Sunita 3000 Franken für die zweieinhalb Jahre Arbeit. Der Chef gab ihr nur die Hälfte und sagte, sie könne jetzt damit shoppen gehen. «Ich wusste, es war nicht genug, aber ich konnte nicht protestieren. Es ist schwer, die Stimme zu erheben in einem fremden Land.»

Über eine halbe Million Nepalesen arbeiten offiziell in den Golfstaaten. In Indien dürften es viele Millionen sein, es gibt keine verlässlichen Zahlen, weil Nepalesen visafrei einreisen können. Männer arbeiten auf Baustellen und in Restaurants, Frauen in Haushalten, viele unter prekären Bedingungen. Am Flughafen in Riad traf Sunita andere Nepalesen. Gastarbeiter in miserabler Verfassung, einige besaßen nicht einmal Schuhe. Sunita gab ihnen etwas von ihrem Geld. Und sie kaufte sich noch am Flughafen goldene Ohrringe.

Sunitas Träume wurden grösser. Sie wollte nach London oder Amerika. Sie bezahlte einen Vermittler in Delhi, der ihr ein Visum besorgen sollte, und sass einem Betrüger auf. Am Ende landete sie in Dubai. Bei der ersten Familie lief es gut, sie waren Inder und nahmen Sunita regelmässig mit nach Indien. Aber der Lohn war tief, 150 Franken im Monat. Nach sechs Jahren wechselte Sunita für etwas mehr Lohn zu einer anderen indischen Familie: «Die Chefin schimpfte viel mit mir. Einmal wollte sie mich schlagen, ich habe mich gewehrt. Gleich danach habe ich mich bei der Polizei gemeldet. Ich sagte, die Chefin beschuldigt mich zu stehlen und versucht mich zu schlagen. Sie haben mir nicht geglaubt.» Die Familie zeigte Sunita an. 15 Tage verbrachte sie in einem Gefängnis in Dubai, dann durfte sie das Land verlassen. Das war 2009.

Wann immer Sunita in all den Jahren im Ausland Geld übrig hatte, schickte sie es ihren Verwandten nach Nepal. So konnten sie Land kaufen und ihre Kinder zur Schule schicken. «Das ist halt, wie Gott mich geschaffen hat: Ich habe ein weiches Herz.»

Sprechen Sunita und ich über Geld, sagt sie manchmal diesen Satz: «Hätte ich all das Geld, das ich verdient habe, immer für mich behalten, hätte ich jetzt selber eine Haushälterin.» Ich zahle Sunita für fünf Halbtage Arbeit 30000 Rupien im Monat, 325 Franken. Das ist dreimal mehr, als sie bei einer indischen Familie verdienen würde, aber es fühlt sich für mich noch immer nach zu wenig an.

Eine Freundin aus der Schweiz hat mir einmal vorgeworfen, ich würde meine Haushälterin ausbeuten, weil ich ihr nicht den Schweizer Mindestlohn bezahle. Wir wurden beide ziemlich wütend, meine Schweizer Freundin und ich. Ich warf ihr vor, sie verstehe nichts von Indien, von Angebot und Nachfrage, und überhaupt würde ich einen Arbeitsplatz schaffen. Ich klang wie ein Wirtschaftsführer, der rechtfertigt, warum er billig in Asien produzieren lässt, und natürlich stimmt das alles. Aber globale Ungleichheit ist einfacher hinzunehmen, wenn sie einen nicht täglich mit einem halbgesungenen «Good Morning» begrüsst.

Eine indische Freundin hat mir einmal vorgeworfen, ich würde meiner Haushälterin viel zu viel bezahlen, ich mache den anderen in Delhi die Preise kaputt.

Nachdem Sunita 2009 aus Dubai zurückgekehrt war, heiratete sie noch einmal. Sie wollte nicht alleine sein im Alter. Verwandte hatten den Kontakt zu einem Witwer vermittelt, der gerne wieder eine Frau haben wollte. Sie liess ihren zweiten Mann lange zappeln, eineinhalb Jahre wartete sie mit einer Antwort. Er ist ein stiller Mann, liebenswürdig, Sunita sagt, er sei nicht so clever, aber ein guter Ehemann. Ich habe -Sunita in den vergangenen Monaten oft besucht. Als ich einmal bei ihnen daheim war, hat ihr Mann mir eine Packung Zigaretten geschenkt, ich rauche nicht, aber es war ihm wichtig, mir etwas mitzugeben.

Die letzten Jahre, bevor Sunita und ich uns trafen, verschwimmen ein bisschen, aber es ist vielleicht auch zu viel verlangt, ein ganzes Leben Jahr für Jahr zu erzählen. Sie war fast ein Jahr lang krank, sie musste sich die Gebärmutter entfernen lassen. Dann hatte ihr Mann Tuberkulose. Sie lebten in verschiedenen Zimmern in Delhi, manchmal

hatte sie ein Bedienstetenzimmer, manchmal arbeitete er auf Baustellen oder als Nachtwächter, sie schliefen dann dort, wo er arbeitete, im Keller oder in einer Tiefgarage. Irgendwann kam die Covid-Pandemie.

Ich studierte in Zürich, schrieb Texte in kleinen Zeitungen und dann für grössere, lebte in Wohngemeinschaften und wusch nie ab, wenn ich nicht musste. Ende 2020 trafen Sunita und ich uns in meiner leeren Wohnung in Delhi.

Leute in der Schweiz fragen mich manchmal, wieso ich überhaupt eine Haushälterin brauche. Meine Antwort: Einen Haushalt in Delhi zu führen, frisst mehr Zeit als in der Schweiz, die Stadt ist staubig, man muss die Wohnung fast täglich feucht aufnehmen oder geht mit schwarzen Fusssohlen durchs Leben. Es gibt keine Migros, man kauft auf dem Markt ein, und das dauert, weil der Gemüsehändler nicht auch noch Früchte verkauft und der Metzger meist ganz woanders ist.

Die ehrlichere Antwort wäre: Sunita navigiert mich durch den indischen Alltag. Ich weiss noch immer nicht, wo man einen Besen kauft. Jeder zweite Handwerker, der etwas repariert in meiner Wohnung, würde mich bescheissen, wenn Sunita nicht resolut eingreifen würde. Wir sind voneinander abhängig geworden; sie von mir, weil ich sie bezahle, ich von ihr, weil ich mir ohne sie ziemlich verloren vorkäme.

Bimira, Susmita, Soniya

Im Sommer 2022 sagte mir Sunita in der Küche, sie müsse bald nach Nepal. Die Frau ihres Schwagers sei gestorben. Sie hatte vier Töchter, und weil sich der Vater nicht um sie kümmern wolle, würden die Mädchen unter den Verwandten aufgeteilt. Sunita sagte, sie wolle eines der Mädchen mit nach Delhi nehmen. Ein paar Tage später war sie zurück. Sie hatte nicht eines der Mädchen mit nach Delhi genommen, sondern gleich drei und die Schwiegermutter und eine Schwägerin noch dazu – die zwei Frauen wollten weg aus dem Dorf, und Sunita konnte nicht Nein sagen.

Sie erzählte mir später, dass niemand die Mädchen wollte. Nur eines, das Flinkste, kam bei einem Bruder ihres Mannes unter. Das Mädchen hilft jetzt auf dem Feld. «Ich sah es als meine Pflicht, mich um die anderen zu kümmern», sagt Sunita. Keines der Kinder sollte aufwachsen wie sie: nicht gewollt.



Würde ich von einem Tag auf den anderen drei Kinder bei mir aufnehmen? Ich bin ein Zweifler, Sunita ist eine Macherin. Sie balanciert ohne Sicherheitsnetz durchs Leben, eine Krankheit, ein Unglück, und nichts fängt sie auf. Jetzt nahm sie noch drei Kinder an die Hand. So lernte ich Bimira, Susmita und Soniya kennen.

Als ich die Mädchen zum ersten Mal sah, es war irgendwann im Herbst 2022, hatten sie rasselkurze Haare. Sunita hatte sie ihnen wegen der Läuse abgeschnitten. Die Haare sind mittlerweile nachgewachsen, und meistens tragen die Mädchen sie zusammengebunden zu kleinen Schwänzchen, die vom Kopf abstehen. Susmita kommt manchmal mit Sunita zu mir. Im Herbst und Winter ist die Luft in Delhi so verschmutzt, dass die Primarschulen geschlossen bleiben. Die Kinder sitzen dann zu Hause und streiten. Damit sie sich daheim nicht an den Haaren ziehen, bringt Sunita eine von ihnen mit zur Arbeit.

Bimira ist zweieinhalb, Soniya soll dreizehn sein, sieht aber viel jünger aus. Susmita ist sechs, etwa gleich alt wie meine Nichte. Sie trägt manchmal auch ihre Kleider – mein Bruder und seine Frau geben mir bei meinen Besuchen in der Schweiz jeweils einen Sack voll Kinderkleider mit. Meine Nichte singt viel und laut. Susmita sitzt meist still auf dem Küchenboden. Sunita sagt, sie wisse nicht, weshalb die Mädchen so schüchtern seien. Nur manchmal schleicht sich Susmita an meine offene Bürotür, guckt hinein und kichert, wenn ich mich im Bürostuhl ganz schnell zu ihr umdrehe.

Mit dem Einzug der Mädchen wurde Sunitas Zimmer, in dem sie mit ihrem Mann in Delhi lebte, zu klein. Sie zog um. Ich habe ihr 3000 Franken geliehen, um ein Haus zu kaufen. Es liegt nur eine Viertelstunde Rikschafahrt entfernt von meiner Wohnung, aber eigentlich in einer anderen Stadt. Hinter dem Botschaftsviertel, bei der Abzweigung auf dem Weg zum Flughafen, die ich unzählige Male genommen habe, ohne darüber nachzudenken, was die Mauer dort verbirgt. Dahinter liegt Sunitas Nachbarschaft. Die Gassen werden enger, je tiefer man vordringt. In jeder Ritze steht ein Haus. Jeder baut, wie es ihm passt, und immer ist da die Gefahr, dass die Stadtregierung all die illegalen Bauten mit dem Bulldozer einreißt.

Es ist eine dieser Nachbarschaften, ganz nahe an den Reichsten dieser Stadt, geduldet in ihrem Hinterhof, weil ohne die Menschen in den Ritzenhäusern nichts funktionieren würde. Sunitas Nachbarn arbeiten wie sie als Hausangestellte oder als Fahrer. Mein Gemüse und meine Früchte kommen aus dieser Nachbarschaft, Sunita kauft sie auf dem Weg zur Arbeit, am Arm immer ihre braune Ledertasche, an der mein Hausschlüssel baumelt. Sunita geht nicht gebückt durchs Leben, sondern elegant. Ich bin mit ihr im vergangenen Sommer einmal einkaufen gegangen, um zu erfahren, woher eigentlich meine Tomaten kommen. Ich habe mich dem Händler auch gleich vorgestellt. Es war ihm herrlich gleichgültig, wer seine Tomaten isst.

Meine Besuche bei Sunita werden nach der Ankunft der Mädchen regelmässiger. Einmal bringe ich Glace für die Kinder mit. Ich habe nicht überlegt, dass Sunita keine Gefriertruhe hat. Die Kinder waren weg, die Glace schmolz. Sunitas Haus, das sind nicht mehr als zwei aufeinandergestapelte Zimmer. Es gibt keinen Platz für eine Treppe, deshalb sind Stufen an der Aussenwand angebracht. Wenn ich mich in die Mitte eines der Zimmer stelle und meine Arme ausstrecke, kann ich mit meinen Fingern fast die Wände berühren. Oben schlafen nicht nur Soniya und Susmita, sondern auch die Schwägerin und die Schwiegermutter. Unten führt Sunita einen kleinen Kiosk, ein Setzkasten voll mit den kleinen Notwendigkeiten des Alltags: Seife, Zigaretten, Süssigkeiten. Der Kiosk ist eine Art Lebensversicherung – sollte sie plötzlich ohne Job dastehen, verdient sie damit noch immer ein paar Tausend Rupien. Nach der Arbeit steht sie oft bis Mitternacht an der Ausgabe. Sie schläft hinten im Kiosk, zusammen mit ihrem Mann und der Kleinsten, Bimira. Bimira nennt Sunita «Amma», Mama. Ich weiss, dass sie das berührt.

Einmal besuche ich Sunita am Morgen früh, ich will sehen, was bei ihr daheim passiert, bevor sie ein paar Stunden später durch meine Haustür tritt. Um sieben Uhr klettern Soniya und Susmita die Leiter hinunter, eingekleidet in ihre Schuluniformen. Zum Frühstück trinken sie Tee und essen Guetsli aus dem Setzkasten. Bevor sie zur Schule gehen, fährt Sunita ihnen noch sehr entschieden mit einem Kamm durch die Haare, dann spazieren sie Hand in Hand den Abwasserkanal entlang. Die Nachbarn nennen sie die zwei Chinesenmädchen.

«Es ist wichtig, streng mit ihnen zu sein», sagt Sunita. Sie versucht den Mädchen beizubringen, wie man grüsst, dass man die Älteren respektiert. Dinge, die ihr wichtig sind: ehrlich sein, keine Ausreden benutzen, um sich vor Arbeit zu drücken. Der Vater der Mädchen sei für nichts zu gebrauchen. Er arbeite auf Baustellen im Norden Indiens. Er müsste Geld schicken für die Mädchen, aber es komme nichts, er verzocke oder vertrinke seinen Lohn. Sunita bezahlt die Schuluniformen, die Schulbücher, das Essen. Sie schickt die Älteste in die Nachhilfe, denn als sie ankam, sprach sie kein Hindi, verstand in der Schule also fast nichts.

Sunita überlegt sich manchmal, die beiden älteren Mädchen wieder nach Nepal zu schicken, vielleicht in ein Internat. Das Leben mit den Mädchen sei so teuer, sagt Sunita, das beste sei vielleicht, wenn eine reiche Familie die beiden bei sich aufnehmen würde. Ich leihe ihr Geld, wenn es Ende Monat knapp wird, ich will nicht, dass die Mädchen wegmüssen. Aus Nähe entsteht Verantwortung, entstehen Erwartungen. Sunita weiss, dass ich genug Geld habe, um es zu verleihen. Sie könnte das ausnutzen. Aber das tut sie nie, es scheint ihr eher peinlich zu sein. Sie zahlt immer pünktlich zurück.

Sunita sagt: «Manchmal habe ich genug von allem. Ich bin so müde. Ich will alles liegenlassen und schlafen. Aber ich kann nicht. Ich kann nicht stillstehen.»

Je mehr Zeit ich mit Sunita und ihrer Familie verbringe, desto stärker entlarve ich mich selbst. Freunde fragen, wie das gehe, in Indien zu leben, wo die eigenen Sorgen so klein wirken gegenüber jenen der meisten Menschen. Ich antworte dann, Sorgen seien immer so gross, wie sie sich anfühlten. Aber eigentlich sind Sorgen entweder existenziell oder nicht existenziell. «What to do», was soll man machen, so beendet Sunita ihre Sätze oft, und ich weiss es doch auch nicht.

Männer seien nicht für viel zu gebrauchen, glaubt Sunita, «Frauen denken an alles. Männer denken oft überhaupt nicht», das ist eine ihrer Weisheiten. Sie war begeistert, als meine Freundin bei mir einzog. Es sei gut, endlich eine Frau im Haus zu haben, sagte sie damals. In Sunitas Welt spielen Männer eine Nebenrolle.

Im November bin ich bei Sunita zu Diwali, dem Lichterfest, eingeladen. Ich sitze bei diesen Besuchen jeweils auf ihrem Bett, Sunita kocht, am Abend frittiert sie immer ein paar Kilo Hühnchen, sie verkauft sie eingewickelt in Zeitungen. Herrlich saftige, stark gewürzte Brocken, so gut, dass der Laden nebenan mit dem gleichen Angebot aufgab, kurz nachdem Sunita eingezogen war. An diesem Abend an Diwali hat Sunitas Mann das Haus mit Lichterketten und Kerzen dekoriert. Die drei Mädchen schielen durch die Lichterketten im oberen Stock hinunter, winken und beobachten dann weiter die Männer, die sich vor dem Kiosk versammeln.

Die Männer vor dem Kiosk sind abends meistens betrunken. Sie kaufen ihr Poulet und ihr Pepsi von Sunita, sie mischen es mit billigem Whiskey. Wenn sie zu laut werden, verscheucht sie Sunita mit einem Wink wie ein Peitschenhieb und einem scharfen «Chalo», etwa: Hau ab. Das reicht. «Ich werde schnell wütend», sagt Sunita, «aber ich beruhige mich auch schnell wieder». Sie lässt die Kinder ungern allein aus dem Haus, «sie sind in einem fremden Land». Sie begleitet die Mädchen zur Gemeinschaftstoilette der Nachbarschaft. «Sie sind schön. Ich habe Angst, dass sie jemand mitnimmt. Es ist nicht sicher hier.» Alle sind sich nah in dieser Nachbarschaft, aber es gibt kaum Geborgenheit, man belauert einander eher.

Sunita und ich finden es beide anstrengend, in Delhi zu leben. Wir vermissen die kleinen Freundlichkeiten im Alltag. Sunita sagt immer, niemand in dieser Stadt mache etwas gratis, einfach aus Menschlichkeit, jeder Gefallen koste Geld. Sie hat recht.

Vor dem Kiosk hat Sunitas Mann ein Gitter installiert, an diesem Abend an Diwali krallen sich die Betrunkenen daran, um nicht zu stürzen. Einer offeriert mir einen selbstgemachten Feuerwerkskörper, die überall in der Nachbarschaft explodieren. Ich überlege kurz. Bis Sunita neben mir steht, und sehr scharf «Nein» sagt. Damit ist die Sache erledigt.

Bis sie die Schule beendet haben, würde Sunita die Mädchen am liebsten bei sich behalten. Das dauert noch ein paar Jahre. Sunita weiss um das Band, das die Mädchen verbindet. Sie sind Schwestern, auch wenn sie gerade fast nur streiten. An Diwali teilen sich Soniya, Susmita und Bimira die Süßigkeiten, die ich ihnen mitgebracht habe. Dann lehnen sie sich wieder ans Geländer hinter den Lichterketten. Die Lämpchen spiegeln sich in müden Augen.

Maya

Ende November reist Sunita für eine Hochzeit in das Dorf in Nepal, in dem sie aufgewachsen ist. Ich will die ganze Reise mit ihr mitmachen, so wie sie es immer macht. Leute wie ich nehmen das Flugzeug, Leute wie Sunita nehmen den Bus von Delhi nach Kathmandu. Ich will erfahren, wo Sunita herkommt, die Reise ist auch ein Experiment: Kann ich, und sei es nur für ein paar Tage, leben wie Sunita? Sie ist skeptisch. Ich erfahre schnell, wieso.

Im besten Fall schafft der Bus die 1000 Kilometer nach Kathmandu in 24 Stunden. Es dauert keine Viertelstunde, bis unsere Reise zum ersten Mal unterbrochen wird. Die Polizei stoppt unseren Bus und eskortiert ihn auf einen Abstellplatz hinter einer U-Bahn-Station. Entweder hat unser Bus keine Lizenz, oder der Reiseveranstalter will kein oder zu wenig Schmiergeld bezahlen. Wahrscheinlich beides. -Sunita, 40 Nepalesen und ich warten in der gelb-grauen Nacht, das U-Bahn-Signet schimmert durch den Smog. Die Strassenverkäufer Delhis beleuchten ihre Stände mit LED-Lampen, Inseln aus kaltem Licht, in ihrem Schatten gesichtsloses Gewusel. Ich fühle mich ausgeliefert.

Ich lebe in Indien in einer streng hierarchisierten Gesellschaft und bin weit oben eingestiegen. Weiter unten sind die Menschen sehr oft ausgeliefert, einem unseriösen Reiseveranstalter, einem unfairen Chef, überhaupt der Stadt. Delhi hat auch schöne, abenteuerliche, warme Seiten. Aber grundsätzlich gilt: Wer Geld hat in dieser 30-Millionen-Stadt, nutzt es, um sie zu vermeiden. Die Reichen pendeln von klimatisierten Häusern in klimatisierten Autos in klimatisierte Büros. Nach drei Stunden auf dem Abstellplatz treibt der Reiseveranstalter einen neuen Bus auf.

Unsere Reise nach Kathmandu dauert 42 Stunden. Zwei Busfahrer wechseln sich auf diesen Reisen ab, sie schlafen zu wenig, und wenn sie wach sind, fahren sie zu schnell. Die Busse verunfallen immer wieder, Sunita hat selbst schon einen Unfall erlebt. Sie schaut auf der Reise indische Telenovelas auf dem Handy. Es gibt nicht viel zu tun im Bus. Man kann aus dem Fenster blicken, auf die immergleichen Backsteinhäuser in der Grenzregion zwischen Indien und Nepal und die Schornsteine



der Backsteinbrennereien zählen, die den Rohstoff für diese immergleichen Häuser liefern. Oder man kann zuschauen, wie sich der Gang des Busses mit Abfall füllt, und raten, wohin die leeren Flaschen rollen. Irgendwann rüttelt einen der Bus in einen Dämmerzustand, man schläft, man ist wach, aber beides nicht so richtig. Zum Glück ist Maya dabei.

Maya ist Sunitas grosse Schwester. Eine ihrer Weisheiten: «Schwestern unterstützen einander, Brüder nicht.» Maya ist jene Schwester, die einst als Haushälterin bei einer ehemaligen Korrespondentin arbeitete, sie hat mir Sunita vermittelt. Ich habe sie im vergangenen Jahr an einem Familienfest richtig kennengelernt, sie ist eine durch und durch herzliche Frau, meist lacht sie die Widrigkeiten des Alltags einfach weg. Aufgewachsen ist sie getrennt von Sunita bei ihrer Tante, als Teenager kam sie nach Delhi, eine Verwandte brauchte jemanden, der auf ihre Kinder aufpasste, während sie bei Fremden als Haushälterin arbeitete. Als folgte sie einer ungeschriebenen Regel, ergriff Maya später denselben Beruf. Maya hat für die Reise nach Kathmandu eine magische Tasche gepackt, mit Seife in handlichen Plastikfläschchen, Zahnpasta, Guetsli, und als wir für ein paar Stunden an der Grenze stranden, zaubert sie auch noch einen Teebeutel aus einem Seitenfach.

Das Dorf, in dem Sunita aufgewachsen ist, heisst Ribarma, es liegt in Kathmandus Nachbardistrikt Sindhupalchok. Die Fahrt von Kathmandu in die Berge dauert noch einmal fünf Stunden über unbefestigte Strassen. Dann noch eine Stunde Fussmarsch entlang des Flussbetts und durch den Dschungel den Berg hinauf, Sunita voran, Maya ganz hinten, sie ist nicht gut zu Fuss. Sunitas dritte Schwester lebt in Kathmandu, sie kann die Reise ins Dorf nicht mehr mitmachen, sie fühlt sich unfähig, so lange zu wandern. Die vierte und älteste Schwester ist an Krebs gestorben, Sunita und Maya hatten sie einst nach Delhi geholt und die Therapie bezahlt. Aber nach vier Jahren wollte die Schwester heim in die Berge, sie starb dort. Die nächsten Tage werden wir in ihrer Hütte zusammen mit ihrem Witwer leben.

Wo sich die Bäume lichten, dort, wo man nach dem steilsten Stück Weg schon die ersten Wellblechdächer von Ribarma sieht, wartete bei früheren Besuchen Sunitas Schwester. Jetzt eilt niemand mehr zum Holzsteg am Dorfeingang, um Sunita zu begrüßen, die meisten Menschen, die ihr im Dorf nahe waren, sind gestorben. Ribarma

ist ein Ort voller Melancholie, er trägt Erinnerungen an eine schwierige Kindheit und einige Abenteuer – einmal versteckte sich Sunita zwei Tage lang in einer Höhle, weil eine Tante ihr die Haare schneiden wollte. Die Luft ist kalt und klar hier oben, die Kartoffeln sind warm und schmecken so intensiv wie nirgendwo, wie Butter. Aber es ist auch ein Ort, wo noch immer auf dem Feuer gekocht wird, wo sich die Hütten an steile Abhänge krallen, auf den terrassierten Feldern wächst Hirse, das Leben geht immer nur hoch und runter und kaum geradeaus.

Eine Nachbarin ist Mitte zwanzig und hat schon sieben Kinder geboren, das erste mit dreizehn, fünf haben überlebt. Sie will Maya ihre zwölfjährige Tochter nach Delhi mitgeben, vielleicht gibt es da Arbeit. Es existiert ein offenbar nie versiegender Strom an jungen Nepalesinnen, die irgendwo anders eine Zukunft finden müssen. Auch die Männer gehen, aber die Netzwerke sind andere, Buben machen mehr Probleme, wenn sie in die Grossstadt kommen, findet Maya.

Sunita sagt: «Im Dorf glauben sie, ich sei reich. Sie glauben, alle in der Stadt verdienen viel Geld. Aber sie sehen nicht, wie hart ich dafür arbeite.» Sunita mag das Dorfleben, sie kennt alle Handgriffe, sie weiss noch immer, wie man Hirse mit der Sichel pflückt. Aber sie will nicht mehr zurück. «Das Leben hier ist voller Schwierigkeiten.»

Am Abend liege ich in meinem Schlafsack wach. Die Hütte hat drei Räume und keine Fenster. Ich schlafe im mittleren, dem Wohnzimmer. Ich denke darüber nach, wie es wäre, aufzubrechen, wenn mir meine Heimat nichts zu bieten hätte. Über das Glück, dass diese Frage für mich hypothetisch ist.

Sunita und Maya schlafen in der Küche. Am Morgen höre ich sie jeweils zanken. Sie streiten und versöhnen sich ständig. In Delhi, um die Mittagszeit, wenn beide für andere Leute kochen, haben sie ihre Handys auf Lautsprecher gestellt und plaudern.

Am nächsten Morgen frage ich Sunita: Ist das fair, dass ich viel habe und sie wenig? «Ich denke nicht darüber nach, was fair ist und was unfair», antwortet sie, «auch Ihre Arbeit ist hart. Ich sehe, wie Sie am Computer sitzen, bis Sie rote Augen haben. Der grosse Unterschied zwischen uns ist Bildung. Ich habe keine. Ich weiss nicht einmal, wie man richtig mit Leuten spricht. Also habe ich die Arbeit, die ich habe.» Wir

sind ins Dorf gekommen, um eine Hochzeit vorzubereiten. Vier Tage bleiben dafür Zeit. Dann kommt Sunitas Nichte Priti ins Dorf, um zu heiraten.

Priti

In Ribarma gleicht ein Tag dem andern. Wir stehen im fahlen Morgenlicht auf. Die Hütte riecht nach Rauch und frischem Szechuan-Pfeffer. Sunita brennt draussen in einem riesigen Topf Raksi, Hirscheschnaps. Sunitas selbstgebrannter Schnaps ist der beste, Maya sagt, das solle ich bitte schreiben. Sunita gehört zur Volksgruppe der Tamang. «An einer Tamang-Hochzeit brauchst du vor allem zwei Dinge: Tee und Raksi», sagt sie. Eine Tamang-Hochzeit dauert die ganze Nacht, Gäste und Brautpaar bleiben wach, trinken abwechselnd Tee und Hirscheschnaps, erst am Morgen früh findet dann die eigentliche Zeremonie statt.

In diesen Tagen sitze ich meist neben Sunita beim Feuer auf dem Hüttenboden. Sie kocht und kümmert sich um mich. Wir kommen nicht aus unseren Rollen raus. Daran ändert auch diese Reise nichts. Wir essen zum ersten Mal gemeinsam, aber sie wäscht die Teller ab. Ich frage sie, wie es sei, für mich zu arbeiten. Sie sagt: «Ich frage mich immer: Was passiert, wenn ich einen Fehler mache?»

Sunita macht manchmal Fehler. Eine Tasse oder ein Souvenir zerbricht. Ein weisses Hemd ist nach der Wäsche plötzlich blau. Beides ist kompliziert, bedienen und bedient zu werden. Ich habe ein schlechtes Gewissen und Ansprüche zugleich. Der Widerspruch lässt sich nicht auflösen, er wird nur grösser, je besser ich Sunita kenne, weil ich weiss, wieso sie müde oder unkonzentriert ist. Trotzdem nervt es mich, wenn auf meinen Büchern eine schwarze Staubschicht liegt. Meine Mutter hat jeweils das Haus geputzt, bevor unsere Putzfrau kam. Sie kannten sich gut, haben immer zusammen Kaffee getrunken. Beklagt, wenn wieder etwas kaputtging, hat meine Mutter sich trotzdem. Die Beziehung zu einer Putzfrau, einer Haushälterin, ist belasteter als zu einem Maler oder Schreiner: Ich kann keinen Tisch bauen, aber ich könnte meine Bücher eigentlich auch selber abstauben. Die Beziehung ist intimer, weil die Haushälterin der eigenen Unzulänglichkeit ganz nahe kommt. Meine Mutter hat ihre Putzfrau nie einfach hingenommen.

In Delhi klagen meine Bekannten über ihre Haushälterinnen. Sie sitzen beim Abendessen, das niemand selbst kocht, und zerreißen sich das Maul. Die Haushälterin bringt Essen aus der Küche, was wissen sie von ihr? Der Schutzfilm zwischen mir und Sunita ist weg, für immer.

Ich würde Sunita nie kündigen. Ich mag sie sehr. Und ich glaube, sie mag mich, sie sagt das nicht so direkt, was sie aber sagt: wenn sie einen Chef nicht möge, dann gehe sie. Wir halten es jetzt schon über drei Jahre miteinander aus. Irgendwann werde ich Indien verlassen. Sunita sorgt sich, was danach kommt. Ich bin nur ein Chef auf Zeit. Das Leben geht weiter. Wir sind uns nahe in diesen Tagen am Feuer in ihrem Heimatdorf in Nepal, wir lachen viel, es ist nie seltsam. «Vielleicht waren wir alle in einem früheren Leben verbunden, deshalb sitzen wir jetzt hier zusammen», sagt Sunita einmal. Doch ich bleibe ein Gast in ihrem Leben, ich werde irgendwann verschwimmen unter all ihren Arbeitgebern aus Indien, Kenya, Deutschland, der Sir aus der Schweiz, sie weiss das. Ich aber kann mir nur schwer vorstellen, dass Sunita irgendwann nicht mehr bei uns ist.

Als Sunita ein paar Monate zuvor das letzte Mal im Dorf war, es war für eine Beerdigung, hat sie ihren gewalttätigen ersten Ehemann getroffen, er war ebenfalls für die Zeremonie angereist. Er sagte zu ihr: «Ich hatte ein schlechtes Leben, weil du nicht da warst.» Sie antwortete: «Du hast mir unrecht getan.» Er habe sich bei ihr entschuldigt.

«Träume sind unendlich, gerade träume ich von einer Kette ganz aus Gold», sagt Sunita. Wir sprechen über die Zukunft. Sunita glaubt, sie werde noch ein paar Jahre arbeiten. Vielleicht bis 60. Sie hat etwas Geld bei einer Lebensversicherung angelegt, sie erhält daraus eine kleine Rente. Und dann? Sie hätte gern ein Haus in Nepal. Nicht in den Bergen, sondern im Flachen. Ein grosses Haus, mit einer richtigen Küche, einem Zimmer für sich, vielleicht ein paar mehr, um sie zu vermieten. Sie würde Schweine züchten. Aber auch ein kleines Haus wäre okay. Ihr Mann könnte es bauen. Gerade fehlt ihnen aber das Geld.



Soll ich Sunita weiter Geld schicken, wenn ich Indien irgendwann verlasse? Das frage ich mich in diesen Tagen. Bin ich verantwortlich, und wenn ja, wie lange? Ein Leben lang?

Am Tag vor der Hochzeit legt Sunita Kartoffeln ins Feuer. Es ist kalt draussen. Die Kartoffeln werden schwarz. Sunitas Hände halten die glühend heissen Knollen mühelos. Sie erzählt, wie ihre Grossmutter in der Kindheit Kartoffeln im Feuer röstete für sie. Ich habe eine ähnliche Kindheitserinnerung: heisse Kartoffeln im Lagerfeuer. Sunita sagt: «Wenn Sie weggezogen sind aus Indien und irgendwo in einem anderen Land leben, dann kommen Sie mich doch wieder einmal hier besuchen.»

Priti, die Braut, reist am Tag der Hochzeit an. Priti zog als Teenager nach Delhi, sie hat als Mädchen ein paar Jahre bei Sunita gelebt. Auch Priti arbeitet heute als Hausangestellte. Sie hat eine kleine Tochter. Sie sieht sehr schön aus in ihrem Brautkleid. Wir trinken zu viel Raksi. Irgendwann gehe ich schlafen. Ich wache kurz vor der Zeremonie auf. Es ist halb fünf Uhr morgens. Priti sitzt noch immer an der gleichen Stelle neben ihrem Bräutigam auf dem Hüttenboden. Sie lächelt tapfer. Männer fangen an zu singen. Ich schaue zu Sunita. Sie tanzt.